

Hegemoniale Männlichkeiten

3. Tagung von AIM Gender, Stuttgart-Hohenheim, 24.-26.Juni 2004

Vom 24. bis 26. Juni 2004 fand an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Stuttgart-Hohenheim) unter der Leitung der Historiker Dieter R. Bauer (Referat Geschichte der Akademie), Prof. Dr. Martin Dinges und Erik Ründal, M.A., die dritte interdisziplinäre Fachtagung von AIM Gender (Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung) statt, die diesmal wegen Teilnehmern u.a. aus Schweden, Polen, der Schweiz und den USA deutlich das Attribut „international“ verdient hat.

Im Unterschied zu den ersten beiden Tagungen, bei denen eine bunte Palette diverser Forschungen vorgestellt wurde, war nun durch das Leitthema der „Hegemonialen Männlichkeit“ Connells eine wohltuende Fokussierung gegeben, die über die drei Tage hinweg einen spannenden Austausch der Perspektiven und Fragestellungen und nicht zuletzt eine differenziertere Rezeption der Connell'schen Theorie gewährleistete.

Wiederum stellten circa 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus zahlreichen Disziplinen ihre laufenden oder abgeschlossenen Arbeiten im Bereich der Männer- und Geschlechterforschung in Kürze vor und setzten sie diesmal in Bezug zur Theorie Connells. Diese wurde explizit thematisiert in einer Art Klammer, geöffnet durch Martin Dinges, der Konzept und Theorie der Hegemonialen Männlichkeit (kurz: HM) einleitend in Erinnerung rief und mit der Frage nach ihrer empirischen Tauglichkeit ein Hauptthema umriss. Christa Hämmerle diskutierte im folgenden einzigen Hauptvortrag die Tragfähigkeit des *Konzepts* der HM. Dabei wurden sogleich erste, in der Folge wiederkehrende kritische Fragen an die *Theorie* formuliert.

Die Klammer wurde geschlossen von einem soziologischen Triumvir/feminat, bestehend aus Holger Brandes, Sylka Scholz und Michael Meuser, die aus je eigener Perspektive das Konzept der HM analysierten.

Entlang des Leitfadens kristallisierten verschiedene Erkenntnisse zur und kritische Fragen an die Theorie Connells:

1. Es bestanden deutlich verschiedene Ansichten, ob je eine einzige Männlichkeit hegemonial sei.
2. Ebenso kontrovers wurde die Beschränkung des Konzepts auf die späte Neuzeit eingeschätzt. Gerade die historischen Beiträge machten das Desiderat deutlich, die heuristische Brauchbarkeit der Theorie auch für frühere Epochen zu überprüfen.
3. Unklar blieb, inwieweit Frauen Träger von HM sein können.
4. Es wurde klargestellt, dass hegemoniale Männlichkeit nicht mit männlicher Hegemonie einerseits oder dominanter Männlichkeit andererseits verwechselt werden darf.
5. Es bestand Konsens, dass HM „relational“ ist, wobei unbestimmt blieb, was dies genau bedeutet. Drei Möglichkeiten wurden diskutiert: a) HM ist kontextabhängig nach Raum und Zeit. Fraglich ist die Reichweite (erfasst sie eine ganze Gesellschaft, Gemeinschaft, Nation, Kultur ..und über welchen Zeitraum?). Die Bestimmung dieses Kontexts bzw. Zeitrahmens wirft methodische Probleme auf. b) Männlichkeit ist nur in Relation zu Weiblichkeit definierbar und c) HM ist nur hegemonial in Bezug auf andere Männlichkeiten. Es wurde nicht abschließend geklärt, wie diese Aspekte in der Theorie Connells aufeinander bezogen sind.
6. Connells Theorie gewinnt an Klarheit im Kontrast zu Bourdieus Theorie, v.a. im

Vergleich zum Habituskonzept. Die Kompatibilität der beiden Theorien wurde unterschiedlich beurteilt.

7. Theorien, die den Diskurs akzentuieren, wurden weniger diskutiert. Die Bewertungen schwankten zwischen der Auffassung, dass diese Theorien eine notwendige Ergänzung oder lediglich eine schlechtere Konkurrenz darstellen.
8. Die Bewertung der empirischen Tauglichkeit des Konzepts der HM fiel unterschiedlich aus. Dessen heuristische Brauchbarkeit wurde fast durchgängig bejaht.

Im folgenden werden alle Vorträge kurz genannt. Diejenigen, die sich auf der Webseite von AIM-Gender befinden (<http://www.ruendal.de/aim/tagung04/programm.php3>), sind durch ein „ww“ hinter dem Titel gekennzeichnet. Auf dieser Seite soll später eine ausführlichere Zusammenfassung der Vorträge und Diskussionen veröffentlicht werden.

Donnerstag Abend, 24.6.

Nach der Begrüßung durch Dieter Bauer führt Martin Dinges in das Thema der Tagung ein.

Martin Dinges (Stuttgart): „Connell's Konzept: Überlegungen zu theoretischen Grundlagen und empirischer Tauglichkeit“

Der australische Soziologe Bob Connell, der Ende der 70er Jahre zu veröffentlichen begann, hat in den 80er Jahren (u.a. in *Gender and Power* von 1987, dann in *Masculinities*, zu dt. *Der gemachte Mann*, kurz: GM, 2000) seine Reflexionen zur Männlichkeit vorgestellt, in denen das Konzept der HM im Zentrum steht. Inspiriert durch feministische Theorien und Gramscis Hegemoniekonzept, definiert er diesen Begriff wie folgt:

„Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (GM 98)

Die gegenwärtige Tagung diene u.a. dazu, die empirische Tauglichkeit dieses Begriffs zu überprüfen. Einführend charakterisiert Dinges die theoretischen Grundlagen des Konzepts der HM anhand von zehn Punkten. So sei es um Praxis zentriert und akzentuiere in Abgrenzung zu Diskurstheorien die hohe Bedeutung von „Verkörperung“; es habe Wurzeln im Patriarchatsbegriff; es bilde sich aus in den drei Strukturen der Macht, der Arbeitsteilung und der emotionalen Bindungsmuster; schliesslich verwirkliche sich HM nach Connell durch Praktiken der *Unterordnung* (v. a. homosexueller Männlichkeit), der *Komplizenschaft* sowie der *Marginalisierung* (z.B. proletarischer Männlichkeit). Insgesamt handle es sich um einen „locker gestrickten heuristischen Ansatz“, der sich als Paradigma internationaler Männerforschung durchgesetzt habe. Zur Debatte stehe auch die Beziehung zu Michael Meusers Konzept des „geschlechtlichen Habitus“.

Christa Hämmerle (Wien): „Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für Militär und Männlichkeit/en der Habsburgermonarchie (1868-1914/18)“

Hämmerle geht in ihrem Einführungsvortrag, ausgehend von umfassenden retrospektiven Aufzeichnungen, die ehemalige Mannschaftssoldaten während der 1930er und 1940er Jahre über ihre Rekrutenzeit machten, der Frage nach, inwieweit in der K.& K. Monarchie nach der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht im Jahr 1868 vorherrschende Männlichkeitsideale vom Militär beziehungsweise vom Militärischen geprägt worden sind. Die These einer Hegemonialisierung militarisierter Männlichkeit durch die Allgemeine Wehrpflicht ist in Bezug auf andere Länder, wie Frankreich, Preussen oder die Schweiz vertreten worden. Hämmerle bestreitet für die österreichische Vielvölkermonarchie die Plausibilität einer solchen Gleichsetzung, die

bislang vor dem Hintergrund von Nationalstaatlichkeit erarbeitet worden sei. Zudem handelte es sich bei den Trägern militärischer Männlichkeit bis zum Ersten Weltkrieg um eine Minderheit; nur ein geringer Anteil – in der Habsburgermonarchie des Untersuchungszeitraumes zwischen 12% und 27% - der wehrfähigen Männer einer Altersgruppe wurde überhaupt rekrutiert. Dem Militär als „Schule der Männlichkeit“ komme daher noch keine allseitige Bedeutung zu. Die Gesellschaft sei zwar zunehmend militarisiert worden, aber lediglich in abgegrenzten Teilbereichen, so daß eine gewaltbereite, waffenfaszinierte und brutale Männlichkeit nur ansatzweise in die Zivilwelt „hüberdiffundieren“ konnte. Wie bereits Sylka Scholz dargestellt habe, sei daher von konkurrierenden Versionen hegemonialer Männlichkeit beziehungsweise von mehreren hegemonialen Männlichkeiten auszugehen (wie im Übrigen Connell selbst in einem Text zu „Masculinity, Violence and War“ von 1985 angedeutet habe).

Konzept und Diskurs einer militärischen Männlichkeit seien zwar vorhanden gewesen, deren Hegemonialisierung erfolgte aber erst mit Beginn des Ersten Weltkriegs beziehungsweise in der Kriegsgesellschaft, als andere Formen von Männlichkeit (wie z. B. die des sozialistischen Arbeiters) nur noch in Relation zur militärischen Männlichkeit gesehen und gewertet und dieser eindeutig untergeordnet wurden.

Hämmerles Kritik am Connellschen Konzept bestand unter anderem darin, dass es nicht ausreichend erfasse, wie (hegemoniale) Männlichkeit angeeignet werde; in dieser Hinsicht betonte sie die große Bedeutung von Differenzenerfahrung für die Konstituierung positiv besetzter soldatischer Identität (etwa entlang der Jahrgangs-, Regiments- oder Waffenzugehörigkeit, der ethnischen Herkunft, des Bildungsgrades).

Freitag, 25.6.

Sektion 1: Hegemonie durch Männerbünde?

Stephan Peters (Lyon): „Elite sein. Die Wirkmechanismen studentischer Korporationen zur Bildung und Reproduktion eines elitären Netzwerkes“[www](#)

Peters beleuchtet studentische Korps und ihre Institutionen (Konvent; Kneipe; Schlagen einer Mensur am Kopf, dem Ort des Geistes), die seit 1871 weniger der Standesvertretung als dem Elitenaufbau dienen, indem Nachfolger unterstützt werden. Korps exemplifizieren damit eine von Connell beschriebene Form der „Mannwerdung“: durch Vergemeinschaftung zum kollektivierte Individuum. Bei hinreichender Beachtung struktureller Unterschiede seien vergleichbare Praktiken der männlichen Vergemeinschaftung auch bei anderen Männerbünden wie damaligen Gewerkschaften zu beobachten.

Miriam Rürup (Leipzig): „Auf Kneipe und Fechtboden: Konstruktion von Männlichkeit in jüdischen Studentenverbindungen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus“[www](#)

Seit 1880 wurden Juden nicht mehr in die allgemeinen Studentenverbindungen aufgenommen, so dass sich jüdische Verbindungen bildeten, die erst 1933 aufgelöst wurden. Miriam Rürup konzentriert sich auf die speziellen Probleme jüdischer Burschenschaftler, die unter dem Druck stehen, sich nicht nur als Mann, sondern auch als guter Deutscher beweisen zu müssen. Im Endeffekt führten die jüdischen Verbindungen, obwohl keine spezifisch jüdische Institution, zu einer ausschließlichen Sozialisierung unter Juden.

Marian Füssel (Münster): ‘Studentenkultur als Ort hegemonialer Männlichkeit? Überlegungen zum Wandel akademischer Habitusformen vom Ancien Régime zur Moderne‘

Marian Füssel untersucht anhand von Ritualen den Übergang von alteuropäischer zu moderner Studentenkultur. Das Konzept der HM sei nicht so statisch wie das Habituskonzept und daher nützlicher. Er formuliert als Hypothese, dass in der Vormoderne von partikularisierten

Männlichkeiten zu sprechen sei. Die steigende Präsenz von Frauen führte dann nach ca. 1900 zu einer Abgrenzung von diesen und zu einem neuen Typ von HM.

Diskussion: 1. Es bleibt kontrovers, inwieweit die informelle Elitebildung hinter heutzutage formeller Chancengleichheit gesamtgesellschaftlich relevant ist. 2. Weiblichkeit ist einerseits durch den Ausschluss von Frauen vollkommen aus der Verbindung verbannt, andererseits wird die Verbindung selbst weiblich konnotiert (Familie, Mutter, Reproduktion). 3. Homoerotik und Liebe seien vor dem Ersten Weltkrieg zumindest explizit kein Thema in Verbindungen gewesen.

Sektion 2: Männlichkeitsrepräsentation in Sport, Musik und Pop-Kultur (Leitung Sylka Scholz)

Britt Schlehahn (Leipzig): „Widerspenstige männliche Körper. Die Konstruktion von körperlicher Männlichkeit im Skispringen.“ [www](#)

Beim Skispringen als Sportart werden in der medialen Wahrnehmung weibliche Akteure durchgehend ausgeschlossen. Die Körperlichkeit der Skispringer (eher klein und leicht) weicht vom üblichen körperlichen Männlichkeitsideal ab. Das Verhältnis zwischen Sport und Inszenierung von Männlichkeit wird anhand eines Gangs durch die Geschichte dieser Sportart dargestellt.

Almut Sülzle (Furtwangen): „Fussballstadion - eine der letzten Männerdomänen? Ethnografische Anmerkungen zur Geschlechterkonstruktion bei jugendlichen Fussballfans“ [www](#)

Sülzle stellt ihre Feldforschung beim Offenbacher Fanclub OFC und daraus abgeleitete Thesen vor. Das Stadion erscheint als ein Ort kultureller Veränderungen. Sexismus sei notwendiger Bestandteil der Fankultur; Fussball als Männerdomäne eröffne aber manchen Frauen die Freiheit, sich zwischen den Geschlechtern zu bewegen; auch Männer können sich im Schatten der im Vorhinein ausgewiesenen Männlichkeit sonst nicht gängige Freiheiten erlauben (Bierbauch, Berührungen, Umarmungen). Zusammenfassend konstatiert Sülzle gewisse Freiräume durch NICHT-Infragestellung der HM. Die Abgrenzung zum Weiblichen sei anders als bei den Studentenverbindungen aufgebrochen. Heterosexualität bleibe deutlich als Grenze benannt. In der Diskussion wird die Unterscheidung hegemonialer und dominanter Männlichkeit eingeführt und Zweifel geäußert, dass die Fankultur HM repräsentiere.

Gregor Straube (Oldenburg, Sozial- und Kulturwissenschaft): „Repräsentationen männlicher Körper in den neuen Männermagazinen“ (Dissertationsentwurf)

Um Mechanismen bei der Veränderung von Männlichkeit und heteronormativer Geschlechterordnung zu untersuchen, wählt Straube als Untersuchungsfeld neue Männermagazine. Seine Beschränkung auf die Ebene der Repräsentation führt zur Warnung, dass das Zielpublikum dieser Magazine die Mittelschicht sei, in der man der neuen Männlichkeit eher zugeneigt sei als in den oberen oder unteren Schichten.

Tobias Kirsch (Oldenburg): „Hegemoniale Männlichkeit in der popkulturellen Gegenwart“

Kirsch untersucht popkulturelle Events auf männliche Symbolik. Connell sei auf viele Bereiche *nicht* anwendbar. Ein Rockstar könne schlecht HM verkörpern. Festzustellen sei eine ständige Kritik der herkömmlichen Männlichkeit, die paradoxerweise verbunden sei mit Misogynie. In der „echten Wildheit“ sei eine Ablehnung aller weiblichen Motive erkennbar. Männliche Imagekonstruktion werde überbetont und insofern würden die Verhältnisse eher stabilisiert. Kirsch weist die Kritik zurück, im Rock herrschten proletarische (marginalisierte) Männlichkeit und die Rebellion gegen die HM vor. Er konstatiert dagegen eher eine Komplizenschaft der Rockeliten mit der gängigen HM.

Sektion 3: Religion und Rasse als Ressourcen für Männlichkeiten

Eva Bischoff (München): „A nachronistische Körper: Zur Konstruktion weisser, bürgerlicher Männlichkeit im medizinisch-kriminologischen Diskurs um 1900“[www](#)

Thema ist die Konzeption von Alterität am Beispiel von Kannibalismus und Menschenfresserei, dargestellt anhand von Straftätern, die Fleisch oder Blut ihrer Opfer verzehrt haben sollen. Im diesbezüglichen medizinisch-juristischen Diskurs wird das Bild einer natürlichen Aggressivität des Mannes gezeichnet, gepaart mit einem Drang zu deren Überwindung. Der Begriff zivilisierter Männlichkeit ist damit, im Unterschied zu dem indigener Männlichkeit, durch starken Willen und lückenlose Selbstüberwachung bestimmt.

Diskussion: 1. Männliche, aber auch weibliche Sexualität sei seit der Antike um die Natur-Kultur-Dichotomie konstruiert. 2. Die Vorwerfbarkeit des Mangels an Kontrolle wurde auch von den Straftätern als Selbstkonzeption angenommen. 3. Es sei gezeigt worden, dass im 16. Jh. solche Versuche, Selbstverantwortlichkeit herzustellen zumeist nicht funktioniert hätten. 4. Keine Frau wurde eines kannibalischen Verbrechens beschuldigt: die Frau figuriere um 1900 nicht in der Kategorie „essende Körper“; anders als in früher Neuzeit. 5. Bischoff wertet die auffällige personelle Überschneidung von Gutachtern im Individualfall und Experten bei Gesetzesrevisionen als Anzeichen eines starken Justizapparats, so dass die Annahme berechtigt sei, das Konzept sei in dieser Diskursformation hegemonial.

Michael Weidert (Trier): „Männlichkeitskonstruktionen im Bereich der christlichen Missionen in den deutschen afrikanischen Kolonien 1884-1918 - Das Beispiel Deutsch-Ostafrika“

Weidert vergleicht mit kulturgeschichtlicher Methodik die Selbstdefinitionen der Missionen der katholischen und der evangelischen Kirche auf der Grundlage von Landschaftsbeschreibungen und Reiseberichten. Gegenstand sind die „kolonialen Bereiche des Anderen“, die Körperzonen der Ostafrikaner sowie Konzeptionalisierungsstrategien. Dabei soll der Blick nicht auf die zentrale koloniale Männlichkeit gerichtet sein, sondern auf die Entwicklung missionarischer Männlichkeit, bei der Dominanz je neu zu verhandeln ist.

Marc Schindler (Paris): „Der philanthropische Entwurf kolonialer Männlichkeit in den französischen Kolonien Indochinas und die Erfindung einer ethnischen Vaterschaft (1894-1914)“[www](#)

Es geht um die Gesetzesdiskussion der republikanischen Sozialreform in Frankreich um 1900 und die Anerkennung von Mischlingskindern französischer Väter in den Kolonien. Die Würde der Kolonialmacht, in Gefahr gebracht durch die Vernachlässigung der Mischlingskinder durch ihre Väter, die sich schlechter verhalten als die ethisch überlegenen indigenen Väter, denen man „natürliche Liebe“ zuschrieb, rangierte am Ende vor dem Interesse der Männer. Kriterium der „Naturalisierung“ (Zuerkennung der frz. Staatsangehörigkeit) der Mischlingskinder ist die affektive Bindung an die weisse Rasse, an französische Lebensweise, Mentalität und Bewusstsein. Der Staat bewahrte so das Kontrollmonopol über die ethnische Zusammensetzung der Nation. Das „Philanthropische Ordnungschaffen“ der Sozialreformer diente der Verhinderung einer Vervielfältigung ethnischer Identitäten.

Auf Nachfrage konstatiert Schindler, dass Fälle französischer Mütter und indigener Väter vor 1914 nicht bekannt seien, sondern erst danach, als Kolonialtruppen in Frankreich stationiert waren. Vor der Reform von 1927 verlor eine französische Frau bei Verheiratung ihre Nationalität, da diese dem Mann folgte.

Yvonne Maria Werner (Lund/ Schweden): „Christliche Männlichkeit - Ein Paradox der Moderne. Nordeuropa 1840-1940“

Werner stellt eine gegenwärtig sich noch erweiternde Forschergruppe vor, die sich mit christlicher Männlichkeit von 1840-1940 im skandinavischen Raum befasst. Diese erscheine als Paradox der Moderne, da die christliche Glaubenspraxis eher mit Weiblichkeit verbunden und moderne Männlichkeit säkular konzipiert wurde. In dem Projektverbund wird angenommen, dass es sich um einen Aufbruch christlicher Männer handle, der einer Feminisierung des Christentums entgegenwirken solle.

In der **Diskussion** werden Unterschiede katholischer und evangelischer Männlichkeit angesprochen (Familie als Kriterium der evangelischen Männlichkeit).

Sektion 4: Prostitution und Kosten männlicher Geschlechtsrollen als Grenze für hegemoniale Männlichkeiten?

Martin Lücke (Bielefeld): „Geschichte der mann-männlichen Prostitution im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“

Nach Wolfgang Schmale (Geschichte der Männlichkeit in Europa, 2003) gelte für die Geschichte seit der Aufklärung: „Alles, wirklich alles: ideell, materiell, körperlich, moralisch, habituell, wird dichotomisch-geschlechtlich und asymmetrisch durch überlegene Männlichkeit markiert.“ Für Lücke ergibt sich daraus die Frage, ob das auch für die Vielfalt der Formen von Sex zwischen Männern gelte. Er untersucht dies am Beispiel des Verhältnisses von Freiern und Strichern im Kaiserreich. Hirschfelds Idee eines „dritten Geschlechts“ lasse sich gut mit Connells Konzept verbinden. Der männliche Prostituierte wird als eine Person dargestellt, die weiblicher (Nähen und sticken vor der Zeit als Stricher) sei als der Freier. Ausserdem wird seit 1902 eine härtere Bestrafung der Stricher (Zuchthaus) als der Freier - unter intensiver Mitwirkung der Homosexuellen - gefordert. Connells Ansatz helfe dabei, die richtigen Fragen zu stellen.

Die **Diskussion** thematisiert: 1. Die Idee der moralischen Korruptierbarkeit der Heteromänner durch Stricher werde gegen diese gewendet, die jene „in die Tiefe ziehen“. 2. Kriminalisiert wird nur, was analog als hetero-erotischer Akt gedacht werden kann.

Fritjof Bönold (Nürnberg): „Kleine Helden in Not? Jungen und Männer - von ihrer Rolle unterdrückt?“

Bönold verdeutlicht am Beispiel von stillen Jungen, die am Rande stehen, dass stereotypisierende Beschreibungen Verzerrungen produzieren, wenn nicht gar die Norm reproduzieren. Dies sei einem einengenden Blick auf die Geschlechterverhältnisse und einem Festhalten an der Rede von Geschlechterrollen geschuldet, die mit egalitärer Selbstdarstellung im Stile von Sätzen wie: „Wir sind doch alle Rollen unterworfen“, „Wir sind alle Opfer“, „Die Kinder wollen es doch selbst“, vereinbar sei. Man müsse demgegenüber aus psychohygienischen Gründen auf die Rede von Geschlechterrollen verzichten, wofür Connells Ansatz nützlich sei.

In der Diskussion kommt zur Sprache, dass die HM nur ein heuristisches Konzept und noch keine Theorie sei; dass es sinnvoll ist, statt von verschiedenen Männerrollen von verschiedenen Männlichkeiten zu sprechen; dass diese Ansätze in der pädagogischen Praxis *unzureichend* rezipiert sind.

Martin Fischer (Wien): „Hegemoniale Männlichkeit und das Problem der männlichen Victimization“

Der Vortragende thematisiert Männer als Opfer im Sinne von „Victim“ (Leidenskontext). Nicht immer nur negativ gesehen (Tillichs Leiden als Grenzerfahrung; Nietzsches Jasagen auch zum

Leiden), kann von einer Idealisierung des Leidens gesprochen werden. Die Männer begannen erst zu realisieren, dass die herkömmliche Männlichkeit sie unzufrieden lässt.

Es wird die theoretische Anschlußfähigkeit für die Männerforschung diskutiert: Nach Einbezug feministischer Perspektiven und solcher der eher „deradikalisierenden“ *Gender Studies* sowie der Frage nach einem notwendigen feministischen Horizont bzw. relationaler Männerforschung äussert Fischer die Hoffnung auf eine Männerforschung, die das monolithische Männerbild aufweicht, wie in Bezug auf das Bild der Frau in der Frauenforschung längst geschehen. Nur so könne man gewissen Leidensphänomenen gerecht werden. Damit verbindet er Kritik an Connell, der ebenfalls zu monolithisch sei; die meisten Männer fühlten sich nicht privilegiert. Wichtig sei im Gegenzug die Entwicklung von „work-life balance“ und emotionaler Intelligenz. Andererseits sei Connells Frauenbild zu generalisierend („Gender“, 2002), wenn er etwa von Frauen spricht, die durch reiche Heirat die patriarchale Dividende kassieren.

In der **Diskussion** kommt sowohl der Vorteil des Opferbegriffs zur Sprache, der gestattet, sich von einem Teil seiner selbst zu distanzieren als auch der kritische Aspekt der Restabilisierung der Hierarchie, indem Männer von Tätern zu Opfern werden. Der Frage nach weiterhin bestehender Lohnungleichheit und zunehmender Gewalt von Männern gegen Frauen in der Ehe begegnet Fischer mit Skepsis, indem er die reale Zunahme bezweifelt und die höhere Beschwerdebereitschaft der Frauen zu bedenken gibt.

Sektion 5: Projektvorstellungen

Tangens, Technology ANd GENDER in applied Science (Furtwangen)

Karin Töpsch und Stefan Selke stellen ihr *Gender Impact Assessment* (Folgeabschätzung von politischen Massnahmen) im Fachbereich Digitale Medien vor. Es handelt sich um die Auswertung eines Studiengangs Informatik mit Fokus auf die Überprüfung der Annahme der geschlechtsneutralen Vermittlung von Wissensinhalten. Ergebnisse sind: 1. Die Themengebiete sind weiterhin geschlechterspezifisch besetzt (mit stärkerem Fokus der Studenten auf Technologie, der Studentinnen auf Gestaltung und Entertainment). 2. Die teilnehmende Beobachtung ergab eine Typologie von Lernern: kompetente Umsetzer (die ihre Stärken ausbauen); eine Mehrheit synergetischer Teamer (die soziale Kompetenz zur Füllung fachlicher Lücken nutzen); kompetenznachholende Einzelarbeiter (Ausbau von Stärken); intensiv Nachfragende. Daraus wird analog zu Connell (siehe GM 262) das Desiderat eines unterstützenden Eingreifens abgeleitet, um allen Typen gerecht zu werden.

Michael Zwick (Stuttgart): „Männlichkeit als Risiko“

Bei der empirischen Rekonstruktion riskanter Männlichkeit auf der Grundlage von 31 Gesprächen hält Zwick den Unterschied gesellschaftlicher und persönlicher Erwartungen hinsichtlich der Übernahme riskanter Rollen für zentral. Während die ersten dem üblichen Bild entsprechen (der Mann als *durchsetzungsfähig, ehrgeizig, verantwortlich, selbstbewusst, kompetent, stark, ...*), rangieren die persönlichen zu zwei Dritteln auf der unteren Skalenhälfte, die eher weiblich konnotiert ist (*einfühlend, liebevoll, natürlich, vielseitig ...*). Klassische Männlichkeit würde vom Arbeitsmarkt, in den Medien sowie der Politik, und allgemein von Institutionen, die ökonomische Rationalität fördern, erwartet. Die Präferenz von Facettenreichtum sei dagegen informell. Als Diagnose bietet sich die eines gewissen „cultural lag“ an: System und Lebenswelt sind ungleichzeitig und die Wirtschaft hinkt hinterher. Fraglich ist, ob die Ökonomie die Gestaltungsmacht für HM erlangen wird. In dieser Hinsicht ist Zwick pessimistisch und argwöhnt Rückschritte gegenüber den Errungenschaften von 1968. Er ergänzt, dass Kinder v.a. dann den Imperativen des Systems ausgeliefert seien, wenn Primärerfahrungen mit in sich ruhender Männlichkeit fehlen.

In der **Diskussion** wird vorwiegend Kritik an der Verallgemeinerung auf kleiner Datenbasis und den daraus gezogenen Schlüssen laut; klar wird hingegen, dass auch die gesellschaftlichen

Erwartungen Zuschreibungen sind und sich nicht mit den tatsächlichen Ansprüchen (Sozial- und Teamkompetenz etc.) der Wirtschaftswelt decken; Zwick vermutet, dass in egalitäreren Ländern wohl andere Ergebnisse erzielt würden.

Marc Gärtner, Institut Dissens e.V. (Berlin): „Work Changes Gender: Neuorientierung männlicher Lebensweisen - Neue Formen der Arbeit - Chancen für die Gleichstellung der Geschlechter“

Marc Gärtner stellt das Institut und sein Netzwerk von Partnern vor. In einer Studie des Vereins zu Arbeitsmärkten in Europa wurde untersucht, wie die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses sowie die Auflösung der Erwerbsarbeit mit Veränderungen der Männlichkeit korreliert. Die Geschlechterdifferenz in bezug auf Arbeitslosigkeit und Teilzeitantellung verringere sich bei immer noch beträchtlichem Unterschied. Die Motivation der männlichen Teilzeitbeschäftigten sei häufig soziales Engagement, aber auch Eigeninteresse im Sinne des Anspruches auf „das ganze Leben“. Auch Krisen werden als Grund angegeben.

Die meisten Betroffenen konstatierten als Mangel, dass man als Teilzeitbeschäftigter keine weiteren Karrierechancen habe; das Gefühl der Deplaziertheit: „ich und die anderen Mütter“ (Vater auf dem Spielplatz); das Fehlen innerbetrieblicher Ansprechpartner bei untypischen Arbeitsmustern (Gleichstellungsbeauftragte sind nur für Frauen zuständig) und fehlende Interessensvertretung. Männliche Teilzeitbeschäftigte erleben sich nicht als Zielgruppe von Gleichstellungspolitik. Vorteilhaft wäre die skandinavische Elternzeitregelung, bis hin zum isländischen Modell (Väter erhalten gleich viel Elternzeit wie Mütter).

In der **Diskussion** unterstreicht Gärtner, dass bei Partnerschafts- und Familienmodellen die Veränderungen weiter gingen als in der Arbeitswelt.

Elena Müller (Dresden): „Vom adretten Anzugträger zum Super-Macho - der rasante Wandel der Männlichkeits-Vorstellung in Russland nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion“

Während an vielen Orten der Welt ein positiver Wandel der Geschlechterverhältnisse zu beobachten ist, hat man den Eindruck, in Russland „schlage das Imperium zurück“. Dies sei möglicherweise dem Fehlen positiver Männlichkeitsideale geschuldet. In der Sowjetunion waren starke Männer gar nicht erwünscht, das Ideal war eines der Durchschnittlichkeit und reibungslosen Anpassungsfähigkeit. Der moderne Mann, der neue Russe, sei ein einsamer Wolf, gewandelt von Grau zu Himbeerfarben mit Goldketten.

Die **Diskussion** kreist darum, ob und wie sich diese nun angeblich so plötzlich zu Tage tretende Macho-Männlichkeit 60 Jahre oder mehr latent erhalten konnte und wie sich das Bild der Frau im Verhältnis dazu wandle. Die Antwort, es handele sich um das Kopieren von Mediovorbildern, wird als nicht hinreichend kritisiert.

Samstag

Sektion 6: Diffusere hegemoniale Männlichkeiten in Literatur und Kunst?

Monika Szczepaniak (Bydgoszcz / Polen): „Gewalt in Blau. Zum Gewaltdiskurs in Blaubart-Texten des 20. Jahrhunderts aus der Sicht der Männlichkeitsforschung“ [www](#)

Szczepaniak analysiert in ihrer fast fertiggestellten Habilitationsschrift zwei deutschsprachige literarische Blaubarttexte aus der Nachkriegszeit von Ingeborg Bachmann und Karin Struck. Sie konzentriert sich im Vortrag auf ersteren. Die Geschichten erscheinen als Ausdruck der Dauerkrise einer problematischen und fragilen Männlichkeit, die ständig ihre Überlegenheit unter Beweis stellen muss; jegliche Passivität und andere weiblich konnotierte Eigenschaften werden geleugnet und deshalb entsprechende Emotionen in Aggression umgewandelt. Die HM zeigt sich in ihrer

Ordnungsreproduktion als strukturell gewalttätig, Gehilfen stehen bereit von der Schwiegermutter bis zur Geburtstechnologie. Die Frau wird als Provinz des Mannes dargestellt. Im Emanzipationsroman der deutschen Autorin Struck ist der Blick in die Zukunft pessimistisch: der Geschlechterkampf würde enden, aber „Blaubärte und Blaustrümpfe werden sich zusammen tun.“

In der Diskussion wird die Kontextabhängigkeit der Texte angesprochen (Nachkriegsdenken, Krisenmanagement im Nachkriegs-Wien, typische regionale Denkmuster, die sich auch noch bei Jelinek finden). Zu verallgemeinern sei laut Szczepaniak die am Ende der Geschichte jeweils entscheidende männliche Gewalt (bei allen genannten Autorinnen). Connells Konzepte seien für die Literaturwissenschaft brauchbar: Blaubart ist kein Vertreter hegemonialer, sondern krisenhafter Männlichkeit, dessen Anspruch auf Hegemonialität scheitert.

Susan Nurmi-Schomers (Tübingen): „Der männliche Künstler als Konstrukteur: surrealistische (Re)-Konstruktionen des / der Anderen“

Die beiden Puppen des Künstlers Hans Bellmers zeigen die männliche (Re)konstruktion der begehrenden Frau. Bellmer ist getragen von der Sehnsucht, in die Fantasien eines jungen Mädchens einzutauchen, ohne dabei seine Identität aufzugeben. Der Körper der Puppen lädt ein, ihn in seine Teile zu zerlegen, um seine Wahrheit in einer endlosen Reihe von Permutationen, die als Anagramme gelesen werden, zu erschliessen. Der männliche Blick bleibt bewusst und wird zum Beispiel in Form einer schattenhaften Männersilhouette (in Trenchcoat), die sich hinter einem Baum zu verbergen sucht, explizit.

In der **Diskussion** wird die Frage des Konnexes der Puppen mit dem Konzept der HM aufgeworfen. Nach Nurmi-Schomers sei Bellmer nicht geradlinig interpretierbar, was bei einem den Dadaisten nahestehenden Künstler nicht überrascht. Interessant sei, wie er den weiblichen Körper in immer neuen Konfigurationen benutzt, um das eigene (männliche) Ich in der Spannung zwischen Voyeurismus und Identifikation zu spiegeln.

Sektion 7: Historische Tiefenschärfe für Hegemoniale Männlichkeiten!

Bea Lundt (Flensburg): „Der Mythos vom Kaiser Karl, Die Konstruktion europäischer Männlichkeit im Mittelalter“www

Lundt referiert Legenden, die Kaiser Karls Erzeugung und Leben zum Inhalt haben. Kaiser Karl, der „Vater Europas“ war nach Erzählungen, die nach seinem Tod auftauchen, jähzornig, uneinsichtig, unbeherrscht, er tötet seinen Sohn, kopuliert mit einer toten Frau und verfolgt einen anderen Mann zu dessen Verdruss mit seiner Liebe. Er lässt Selbstbeherrschung vermissen, die erste Tugend von Herrscher und Mann, wozu nach mittelalterlicher Vorstellung die Frau unfähig war. Der ideale Herrscher sei in diesen Texten als von allen Grenzen frei konzipiert und freue sich an der Vielfalt des Lebens. Sein Körper stelle nicht ordnungsfunktionale Eindeutigkeit her, sondern sei anarchisch. Nach Kantorowicz habe die Staatsvorstellung theologische Ursprünge. Dies sei Lundt zufolge zu einfach gedacht, weil in dieser Argumentation die konkrete Ebene des Körperlichen negiert werde, die auch den Kaiser mit präge.

Andrea Moshövel (Oldenburg): “‘Der hat ainen weibischen muot, der ...‘ Männlichkeitskonstruktionen bei Konrad von Megenberg und Hildegard von Bingen“www

Connells Konzept beschränke sich auf Geschlechtermodelle, die mit der Aufklärung entstanden seien. Die mittelalterliche Perspektive macht diese historische Grenzziehung problematisch. Es gebe im Mittelalter eine Vielfalt normativer Geschlechtermodelle, von denen zwei vorgestellt werden. In Megenbergs „Buch der Natur“ tauchen Frauen nicht als Anderes, sondern als Negativtypus auf einer Messlatte auf. Die heterosexuelle Norm scheint dem Dualismus Mann-Frau voranzugehen. Bei Hildegard von Bingen findet sich als Begründungsmuster für den freiwilligen

Gehorsam der Frauen ihre mildere Natur. Sie bildet vier Typen für jedes Geschlecht, bei denen männliche und weibliche Eigenschaften gemischt werden. Der männliche Mann ist der Choleriker, das weibliche Weib Sanguinikerin. Das Modell disqualifiziert den sexuell indifferenten Mann, nicht aber die sexuell indifferente Frau. Die Konstruktion der linearen Struktur des Geschlechterverhältnisses werde damit nicht geschwächt. Es müsse ein kritisches Analysemodell entwickelt werden, das auf vormoderne Verhältnisse anwendbar ist. Connells HM könne als Ausgangspunkt dienen.

Nicole Grochowina (Jena): „Die Opfer des Herren. Das Ringen um Männlichkeiten in täuferischen Martyrologien des 16. und 17. Jahrhunderts“ [www](#)

Grochowina thematisiert das Ringen um Männlichkeit in täuferischen Martyrologien des 16. und 17. Jahrhunderts. Es finden sich nicht nur ein Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Frau, sondern auch verschiedene Typen von Männlichkeit. Nach einer post-reformatorischen Phase der Nivellierung im 16. Jahrhundert erfolge eine Konsolidierung der männlichen Dominanz. So liegt in einer Hauptquelle von 1660 der Frauenanteil bei 29%, was den tatsächlichen Prozentsatz der Frauen in den Gemeinden unterschreite. Die Bekenntnisse, häufig in Form von Briefen, werden durch einige herausragende Exempel monopolisiert, die sämtlich männlicher Herkunft sind. Während die Frauen eher Schwächen offenbaren, ständig weinen und als simpel dargestellt werden, verteilen die Männer noch auf dem Sterbebett Ratschläge und schreiten singend zur Hinrichtung. Da es Connell zufolge die Vorstellungen von männlich und weiblich erst im ausgehenden 18. Jahrhundert gibt und sie ein nachweisbares Verständnis von Individualität voraussetzen, erscheint die Übertragung von Connells Konzept auf die frühe Neuzeit als problematisch. Nach Grochowina ist der Begriffsrahmen Connells jedoch auch auf die frühe Neuzeit anwendbar. Er unterschätze aber deren Brüche; ein konstruiertes soziales Geschlecht sei kein Privileg der Neuzeit. „Komplizenschaft“ finde sich in und ausserhalb der Briefe; „Marginalisierung“ bestehe in Form der Abgrenzung zu Gottlosen und Ungläubigen; für Unterordnung sei kein Raum. Es gibt keine festen Männertypen, sondern Handlungsmuster.

In der **Diskussion** werden Argumente gegen die Anwendbarkeit von Connells Begrifflichkeit auf Mittelalter und frühe Neuzeit debattiert: So trage der Begriff der „Gesellschaft“, Voraussetzung für HM, erst in der Moderne. Und erst um 1800 seien Möglichkeiten der Diffusion von hegemonialer Männlichkeit in Form der Massenmedien vorhanden gewesen.

Sektion 8: US-amerikanische Männlichkeiten

Konrad Pahlke (Hamburg): „Father Knows Best? Väter in den USA der 1950er Jahre“

Im Zentrum des Vortrags steht das durch das „Parents‘ Magazine“ vermittelte Bild des Vaters. Nach der Weltwirtschaftskrise mit hoher Arbeitslosigkeit und dem Zweiten Weltkrieg mit der Abwesenheit der Väter werden die Frauen zügig wieder aus der Erwerbsarbeit verdrängt. Statt einer Rückkehr zu alten Formen, ist jedoch eine neue charakteristische Familienform zu beobachten. Väter werden nicht mehr ausschliesslich als Ernährer, sondern auch durch ihre Rolle in der Familie charakterisiert. Homosexualität, Kommunismus und Jugendkriminalität werden auf einen fehlenden oder unfähigen Vater zurückgeführt und die Kernfamilie gilt als Bollwerk gegen den Kommunismus. Ehe wird zum einzig normalen Zustand des erwachsenen Mannes. Gegenstrategien prangern die Domestizierung des Mannes und damit einhergehende Verweiblichung an.

Olaf Kruthoff (Hamburg): „Die New Christian Right und der Enemy Within: Konservativ-religiöse Männlichkeiten und Abgrenzungen zur Homosexualität“

Kruthoff stellt dar, wie Mitte der 80er Jahre die *Moral Majority Inc.* und die *New Christian Right* ein Männlichkeitsideal auf Grundlage der Bibel schaffen, das drei Aspekte miteinander verknüpft:

1. Heterosexualität 2. Gesundheit 3. die patriarchale Familie. Der „ultimative kulturelle Körper“ ist der des heterosexuellen Mannes, der Homosexuelle wird nach dem Auftauchen von AIDS als freiwilliger feindlicher Agent mit dem Wunsch der Homosexualisierung Amerikas dargestellt. Der heterosexuelle Mann ist derjenige, der diesen Angriff abwehren soll. Transmissionskörper sind die Bisexuellen und promiske Frauen. Anders als noch Anfang des 20. Jh.s, als die schwangere Frau das Bindeglied zwischen Individuum und Volkskörper symbolisierte, sei nun der monogame weisse Mann die dominante Repräsentation des kulturellen Körpers.

Kommentar Ralph Poole (München)

Poole thematisiert die kulturellen Gemeinsamkeiten der in den beiden Vorträgen behandelten Zeiten, nämlich die 1950er und 1980er Jahre. Das neue Männlichkeitsideal (mit der Gefährdung, domestiziert und damit verweiblicht oder homosexualisiert und damit krank zu werden) zeige die Macht der vom ideologischen Apparat gesteuerten Massenmedien. Im Anschluss verweist er auf zwei viel ältere Traditionen, deren Aufrufung den Erfolg der Konservativen mit erklären könnten: die puritanische des 17. Jh. (apokalyptischer Diskurs und Hexenverfolgung) sowie das *Jacksonian* Männlichkeitsideal des 19. Jh.: der *self-made man*, der sich gegen Indianer bewährt und die Natur in einen Garten Eden verwandelt. Wildheit paare sich in ihm mit Domestizierung. Solche Gunfighter, die sich in den Wildwestfilmen der 1950er finden, wirken natürlich etwas paradox für Vorstadtfamilienväter. Poole konstatiert 1. eine gewisse Widersprüchlichkeit in der US-amerikanischen Rede von der Trennung von Staat und Religion 2. ein manichäisches Weltbild und meint 3., dass der starke Familienvater immer nur unter massivem Druck funktionierte. Er verweist auf die aktuellen Bestrebungen des US-Präsidenten G. W. Bush, ein Verbot der homosexuellen Ehe in der Verfassung zu verankern.

In der **Diskussion** wird überlegt, ob die Stabilität der Männlichkeitsvorstellung durch derlei Paradoxien gefördert wird. Auf die Frage, was in der 1950ern gegenüber den 1930ern neu sei, wird auf den Ansatz der wissenschaftlichen Planbarkeit verwiesen, sowie auf die Technikbegeisterung (Glück durch Einbauherd, gemeinsamer Atombombenkeller) und die Tipps für das Familienleben von neuen Expertengruppen.

Ein Nord-Südgefälle der Verbreitung solcher Leitbilder innerhalb der USA wird bejaht, aber die genannten Vorstellungen gingen in allgemeine politische Programme ein.

Sektion 9: Hegemonie und Habitus - Abschlussdiskussion

Holger Brandes (Dresden): „Thesen zur Verknüpfung von Connell und Bourdieu“ www

Brandes beschreibt Kernprobleme der Männlichkeitskonzepte. Für Connells Begriff der Männlichkeit sind *Praktiken* zentral: Männlichkeit beschreibt 1. eine Position im Geschlechterverhältnis, sowie 2. die Praktiken, durch die man diese Position einnimmt und ebenso 3. deren Auswirkungen. Dabei ist, ebenso wie bei Bourdieu, sehr viel aus dem Alltagsverständnis übernommen: die Verbindungen seien assoziativ und emotional. Die Schwierigkeit bestehe in der wissenschaftlichen Operationalisierung.

Während der Tagung sei das Konzept HM von den Vortragenden sehr unterschiedlich verwendet worden. HM sei nicht das Gleiche wie männliche Hegemonie, obwohl Connell wie Bourdieu diese voraussetzen. Einig seien beide darin, dass es um ein Binnenverhältnis zwischen Männern gehe, das nicht von der sozialen Klasse zu trennen sei. Bei Connell forme sich dies dahingehend aus, dass die HM nie fixes Ergebnis, sondern ständig umkämpft sei. Dabei ist die HM nicht als dominante Männlichkeit misszuverstehen. Wichtig ist die Frage, ob es mehrere HMs gibt oder nur eine, wobei die Nationalstaaten aufgrund ihrer Machtpositionen eine zentrale Rolle spielten.

Das Problem bei Bourdieus Konzeptualisierung sei, dass der Habitus nur eine Dimension beschreibt, die habituelle Ebene, die körperlich verankert und am langsamsten veränderlich sei. Der

Habitus werde praktiziert, muß aber nicht gewusst werden. Im Unterschied dazu können Identitäten, die Selbstbilder einschliessen, kurzfristiger geändert werden.

Sylka Scholz (Berlin): „Männliche Hegemonie oder männliche Herrschaft?“

Scholz stellt fest, dass es während der Tagung nicht gelungen sei die gegenwärtige HM zu bestimmen. Dies liege aber nicht an unzureichender Forschung, sondern es sei prinzipiell nicht möglich. Die Reproduktion männlicher Macht verlaufe kleinteiliger, meist durch Orientierung am Ideal. Männern sei häufig nicht bewusst, dass ihr Ideal ein männliches ist, sondern sie glauben, dass es ein allgemeines sei. Dieses kontextuelle Ideal kreiere die Männlichkeit.

Scholz verweist auf Macht als zentrale Dimension von Männlichkeit. Wo Connell die Hegemonie in den Vordergrund stellt, würde sie eher Herrschaft in den Vordergrund rücken. Hingegen geht sie mit Connell konform, dass der zentrale Modus der Machtherstellung die Hegemonie sei.

Eine kritische Frage an Connell sei auch: Wenn alles auf Konsens beruhe, warum gebe es dann so viele Brüche? Hier helfe Bourdieus Verweis auf Gewalt. Mit Bourdieu sei die Unterwerfung der Körper zu betonen (gegen die als völlig frei gedachte Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins). Connell verkenne die Bedeutung der *symbolischen* Vorstellung der Überlegenheit des Männlichen. Symbolische Gewalt sei nur ein, aber nicht der zentrale Modus ihrer Durchsetzung. Zu ihrer Analyse sei allerdings der Begriff männlicher Hegemonie zu benutzen, nicht das Konzept männlicher Herrschaft.

Michael Meuser (Duisburg): „Habituskonfigurationen: Geschlecht und Ethnizität“

Meuser führt die Perspektive der Race-class-gender Debatte ein, die neue Einsichten zur HM ermöglichen soll. Sein Beispiel sind junge türkische Männer in Berlin und deren Verständnis männlicher Ehre. Für sie sei dies eine Habituskomponente und daher unerschütterliche Selbstverständlichkeit, gepaart mit dem Unverständnis für deutsche Männer, die als lasch und unmännlich wahrgenommen werden. Das Zusammenspiel der Abgrenzung der Ethnie mit der Geschlechterordnung ist hier deutlich. *Doing gender* ist nicht unabhängig von *doing ethnicity* und umgekehrt. Die Geschlechterdifferenz akzentuiert die ethnische Differenz. Nach Bourdieu konstituiert sich der männliche Habitus in der Homosozialität, in den ersten Spielen der Männer untereinander, in denen eine doppelte Distinktion vorgenommen wird: gegen Frauen und gegen andere Männer.

Meuser vertritt, dass der Habitus sowohl ethnisch als auch geschlechtlich determiniert ist, woraus er zweierlei folgert: im *doing ethnicity* wird Männlichkeit akzentuiert, es handelt sich *nicht* um Herstellung von HM. Im Beispiel ist die von den Türken akzentuierte Männlichkeit *untergeordnet*. Ihre Herausstellung führt gerade zum Verfehlen der HM. Die in Deutschland geltende HM wird nicht explizit kenntlich gemacht, sie ist nicht markiert und deswegen so schwer zu fassen.

Diskussion: 1. Brandes zufolge ist die Definition von HM grundsätzlich offen. Zentral ist die Abgrenzung zu nicht-hegemonialen Gruppen. Er fragt, ob in der marginalisierten Männlichkeit des Beispiels von Meuser wirklich die Männlichkeit marginalisiert sei, und nicht etwa die Ethnie. 2. Groneberg bekundet Unbehagen dabei, HM theoretisch wie praktisch ins Zentrum zu stellen und sieht die Gefahr, HM zu reproduzieren, indem alle anderen Männlichkeiten notwendig in Bezug auf diese gedacht statt in multiplem Bezug untereinander und zu Weiblichkeiten konzipiert werden. 3. Der Feststellung, dass HM ein doppelt relationales Konzept sei, einerseits verschiedene Männlichkeiten in Bezug setzend (im Beispiel deutsche und türkische), andererseits kontextbezogen (Ort, Zeitpunkt: in der Türkei wäre bei derselben Paarung die andere Männlichkeit hegemonial), stimmen alle Vortragenden zu. 4. Brandes bestreitet die Folgerung, dass es nicht jederzeit *eine* hegemoniale Männlichkeit geben müsse.

Abschlussdiskussion

- Das von Sylka Scholz angesprochene Verhältnis von Hegemonie und Herrschaft wird nochmals thematisiert. Ihr Wechselverhältnis und die Möglichkeit, durch Bewusstseinsveränderung Herrschaft aufzulösen, müsse ihr zufolge genau untersucht werden.
- Einige Diskutanten verweisen auf die wünschenswerte Berücksichtigung des Werkes von Michel Foucault, gerade wenn es um Macht- und Herrschaftsdiskurse geht.
- Meuser entwirft ein Bild gegenwärtiger hegemonialer Börsenmännlichkeit. Hintergrund sei die Überlegung, dass Naturalisierung konkrete Macht voraussetze und heute nicht mehr das Militär, sondern der globale Finanzmarkt im Zentrum der Macht stehe. Handlungsmaximen der Börse führten zur Verbreitung eines Männlichkeitsideals, dessen Herkunft nicht mehr gekennzeichnet ist.
- Bönnold kontrastiert das Leitbild des gewinnorientierten Börsenhändlers um den Manager, der Arbeit schaffen will und dadurch erst zum möglichen Liebesobjekt werden kann (Beispiel Kinofilm ‚Pretty Woman‘).
- Weiter wird diskutiert, ob Frauen Trägerinnen hegemonialer Männlichkeit sein können, was nach Connell, der umgekehrte Beispiele von Männern erörtert, die Männlichkeit ablegen und Weiblichkeit übernehmen (Extremfall der Mann-zu-Frau Transsexuellen), durchaus möglich sei (GM 63). Brandes weist die Möglichkeit der Übernahme von HM durch Frauen deutlich zurück. Der Begriff werde damit absurd. Eine Frau (z.B. eine lesbische Butch, die die männliche Rolle annimmt) könne nur eine bestimmte Form von Weiblichkeit repräsentieren.

Kommentar des Berichterstatters: Auffällig war, dass der Aspekt der Sexualität bis auf wenige Ausnahmen unthematisiert blieb, obwohl der Ausgangspunkt HM bei Connell im Körper(lichen) verortet ist. Lediglich in einem Vortrag, der kannibalische Triebtäter zum Gegenstand hatte, wurde das Thema (Selbst)beherrschung aufgegriffen, das sich seit der Antike durch unsere Konstruktionen des (männlichen) Geschlechts zieht. Erwähnung fand dies ansonsten nur noch einmal, in der Sektion 7 zu Mittelalter und Früher Neuzeit. Somit kam eine zentrale Komponente nur ungenügend in den Blick, die wiederkehrend zur Rechtfertigung der Hegemonie des Männlichen im Abendland diente und damit zur Ausbildung eines Ideals hegemonialer Männlichkeit führte. Mir scheint damit deutlich, dass Connell und Bourdieu eine Lücke offen lassen, die einerseits durch die Bezugnahme auf TheoretikerInnen wie etwa Foucault oder Butler, die Selbsttechniken und Weisen der Subjektbildung thematisieren, zu füllen wäre, und andererseits durch historische und kulturvergleichende Betrachtungsweisen, die tiefer verankerte Determinanten in den Blick bekommen, als dies die soziologischen Theorien von Connell und Bourdieu zu leisten vermögen.

Im **Schlusswort** kündigt Martin Dinges die nächste Tagung an, die voraussichtlich im ersten Quartal 2006 wieder in Stuttgart stattfinden könne. Das Thema könnten *Konkurrenzen - zwischen Männern und Frauen sowie unter Männern und unter Frauen* sein. Andere Vorschläge seien willkommen. Es sei geplant, einen Teil der Beiträge der diesjährigen Tagung zu veröffentlichen.

Informationen über die Entstehung und Zielsetzung von AIM Gender, über Mitglieder, Projekte und die bisherigen Tagungen incl. Beiträge und Berichte (im pdf-Format) finden sich auf der Homepage des Arbeitskreises <http://www.ruendal.de/aim/gender.html>.